



WISSENSCHAFTSJAHR 2007

Geist braucht Wissenschaft

WARUM ES LOHNT, DARÜBER IM „JAHR DER GEISTESWISSENSCHAFTEN“ NACHZUDENKEN.

VON DIETMAR WILLOWEIT

Es ist kein Zufall, dass im Zeitalter der Wissenschaft, beginnend in der Aufklärung und rasant fortschreitend seit dem 19. Jahrhundert, wissenschaftliches Denken nicht nur die Natur in den Blick genommen hat, sondern auch das Wirken des Menschen und die Erzeugnisse seines Geistes. Seitdem analysiert die Vernunft nicht nur die Biologie des *homo sapiens*, sondern auch Sprachen und Dichtungen, Kunst, Musik und Psyche, historische Ereignisse und die Geschichte der Völker, ihre Rechtsvorstellungen und ihre Ökonomie; nicht zuletzt denkt das Denken über sich selbst nach. Im Zuge solcher Forschungen entdeckte der Mensch die sprachlichen und geschichtlichen Wurzeln seiner Existenz. Er begann, über die ihm eigene Kultur nachzudenken und über die Gemeinsamkeiten der Menschheit.

Die Frage nach dem Sinn der Geisteswissenschaften wird daher oft und zunächst durchaus richtig mit dem Hinweis beantwortet, es gehe ihnen um die Bewahrung und Vermittlung der kulturellen Überlieferung, um Erinnerung und Ethik, um unsere eigene Identität und um das Verständnis fremder Lebensart. Das alles ist gewiss richtig. Blickt man aber zurück auf den angedeuteten Ursprung der Geisteswissenschaften im Prozess der Verwissenschaftlichung unserer Gesellschaft, dann wird noch eine weitere Dimension sichtbar. Auch Geisteswissenschaftler haben es mit Untersuchungsobjekten, mit

Forschungsgegenständen zu tun, die ihnen ganz überwiegend in Gestalt von Texten begegnen. Als historische Dokumente oder schöne Literatur bezeugen sie menschliche Verhaltensweisen und Möglichkeiten, Krieg und Frieden, Verbrechen und selbstlosen Opfersinn. Ein ungeheures Forschungsfeld liegt in der bis zur Gegenwart reichenden Menschheitsgeschichte vor uns,

ein Szenarium, dessen Bedeutung für unser Selbstverständnis sich mit dem Gewicht der Lebenswissenschaften für unsere Gegenwart wohl messen kann. Deshalb spricht die viel zitierte Redeweise von den „zwei Wissenschaftskulturen“ nur eine halbe Wahrheit aus. Zwar verfügen die Geisteswissenschaften in der Regel nicht über die Möglichkeit des Experiments, wie die





Naturwissenschaften. Sie können ihre Ergebnisse also nicht einem geplanten Wahrheitstest unterwerfen. Aber insofern arbeiten auch Geisteswissenschaftler empirisch, als sie ihren Forschungsgegenstand mit Hilfe rational nachprüfbarer Methoden und daher überwiegend erfahrungswissenschaftlich untersuchen.

Zwei Wissenschaftskulturen

Ein faktisch wichtiger Unterschied zwischen Natur- und Geisteswissenschaftlern freilich ist festzuhalten. Die Geisteswissenschaften haben es mit Forschungsthemen zu tun, die im Gegensatz zur sinnlich erfahrbaren Natur nur gedanklich

präsent sind: die Entwicklung der französischen Sprache, die Theologie Martin Luthers, die Politik Napoleons usw. Geisteswissenschaftler sind daher mit ihren eigenen Vorstellungen beteiligt, wenn sie das Objekt ihrer Forschungen auswählen oder – richtiger – erst selbst schaffen. Der Forscher bleibt mit dem zu erforschenden Gegenstand untrennbar verbunden. Für die Naturwissenschaften gilt im Prinzip zwar dasselbe. Aber weil die Natur objektiv vorgegeben ist, also vom Wissenschaftler nicht erst „erfunden“ werden muss, fällt das Problem nur bei ganz neuen Forschungsgebieten auf, bei der Umweltforschung etwa – was dazu gehört, bestimmt der Wissenschaft-

ler selbst. Im Übrigen profitieren die Naturwissenschaften von der Überzeugungskraft der empirischen Grundlagen dieser Welt und den daraus zu gewinnenden glanzvollen Ergebnissen. Deren erwiesene Nützlichkeit schneidet alle weiteren Fragen nach dem Sinn der Naturwissenschaften ab, so dass auch die zugehörige Grundlagenforschung nicht in Frage gestellt wird.

Geisteswissenschaftler dagegen müssen begründen, welchen Sinn ihre begreiflicher Weise viel subjektiver angelegten Forschungen haben sollen. Und da ist zu befürchten, dass der bloße Hinweis auf das Bedürfnis, sich in die eigenen und fremden kulturellen Traditionen zu vertiefen, zu kurz greift. Zu nahe liegt der naive Vorwurf, dies sei in großen Zügen doch alles bekannt und bedürfe daher keines großen Forschungsaufwandes mehr. Doch im Blick auf die Menschheitsgeschichte und die geistigen Werke des Menschen drängt sich die Frage nach dem „Warum“ von Krisen und Kriegen ebenso auf wie die Notwendigkeit, die politischen, sozialen und mentalen Bedingungen friedlicher Zeiten und glücklichen Lebens genauer kennen zu lernen. Dazu bedarf es zahlloser kleiner Forschungsschritte. Aber die Ziele solcher Forschung sollten vielleicht manchmal mutiger gesetzt werden, als dies bisher geschehen ist. Die „Warum“-Frage beherrscht die Naturwissenschaften. Sie auch in den Geisteswissenschaften häufiger zu stellen, als dies bisher geschehen ist – dies wäre ein konstruktiver Beitrag zum „Jahr der Geisteswissenschaften“, von dem diese großen Gewinn erwarten könnten.

Der Autor ist seit 2006 Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.



Kopien der Michelangelo-Fresken aus der Sixtinischen Kapelle im Sitzungssaal der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

